

Mein Städtchen

Autor(en): **Galliker, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 8

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636059>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zweitemal war's an meinem Hochzeitstag. Da war der alte Zauberton wieder deutlich wahrzunehmen und alles war beglückt durch den herrlichen Tenor des 35jährigen Sängers.

Elf Jahre sollten nun vergehen, bis mir zum dritten- und letztenmal sein Lied wieder so tief in die Seele drang. Es war im Mai 1926. Wir machten beide als Ehrenmitglieder des Männerchors das Gesangsfest in Interlaken mit. Zwei Tage lang blieben wir beständig Seite an Seite. Als unser Wettgesang in der kalten Halle des Kurstaals vorüber war, ohne seine Seele zu erwärmen, führte ich ihn in den angenehmen Saal, wo die Lieder im leichten Volksgesang ertönten. Mein Kamerad war wohl der andächtigste Zuhörer: Er sprach nie während eines Vortrages und auch in den Pausen sehr wenig und konnte es nicht begreifen, daß so viele ihr Maul nicht halten konnten. Beim Abendessen erklärte er mir, das sei nun der genutzte Tag seines Lebens gewesen, und doch sollte ja das Schönste noch kommen. Wie tat er dann die Augen auf in der Festhalle beim wunderbaren Festspiel, dem ersten und letzten, das er sehen sollte. Er war ganz übernommen von all dem Schönen, von Musik und Gesang. Wenig sprachen wir auf dem Wege zum Nachtquartier, um den süßen Zauber des Gesehenen und Gehörten mit hinüber nehmen zu können ins Land der Träume. So schön und ideal hatten wir das Landleben erhofft und zum Teil auch erlebt, als noch der jugendliche Schwung seiner Seele die Stimme verklärte. Als er dann vor mir in einen unruhigen Schlaf versank, nachdem wir den köstlichen Wein des freundlichen Gastgebers kaum berührt seines Magenübels wegen, dachte ich noch über den Weg nach, den wir seit der Kindheit Tagen zurückgelegt hatten. Jetzt, da er anfang zu schnarchen, kam er mir wieder so merkwürdig fernstehend und fremd vor. Die verwandtschaftlichen Gefühle spielten eigentlich seit dem Tode unserer schwesterlichen Großmütter keine Rolle mehr. Mit andern Freunden und Kameraden hatte ich viel mehr und romantischere Erlebnisse gemeinsam. Und doch, wenn ich an unsere Jugend dachte, war mir keiner so nahe gestanden wie er, trotz aller Verschiedenheiten im äußern Wesen, in Charakter und Veranlagung. Auch nicht die ungleiche berufliche Tätigkeit konnte das Band zerstören, das uns seit der frühesten Kindheit zusammenhielt. Mit Bewunderung dachte ich daran, wie er, der einfache Bauersmann, mir den ganzen Tag zur Seite gesessen und kein anderes Bedürfnis zu haben schien, als lauschend zu genießen; wie er am Abend vor Ehrfurcht erschauerte bei den Klängen des Orchesters in der Festhalle und vor allem bei dem ergreifenden Lied der Lehrenleserinnen. Dieses weckte so seltsame, längst verblaßte Erinnerung an ahnungsangen und gewitterschweren Sommertagen unserer Jugendzeit, es bestürmte mit bitterstüßigen Pfeilen die entblöhte Seele. Sieh da die weinende Mutter beim umgestürzten Garbensuder auf dem mageren Fluhader. Steht da nicht der halb zerknirschte, halb wütende Vater neben dem verhagelten Weizenfeld? Kommen da nicht nach eingebrochener Nacht die müden Schwesterchen daher mit dem nur halb gefüllten Mehrensaß? Die Eulen des Galgenholzes hatten auch gar zu schauerlich geschrien. Doch wenn nur die liebe Mutter nicht traurig war. Bei dem Refrain: „für das liebe Mütterlein“ konnte mein Kamerad nur durch wütendes Zerbeißen seiner Fingerspitzen die hervorbrechenden Tränen bemeistern. Er hatte seine Mutter über alles geliebt. Gewiß, wir hatten viel und bindende Erlebnisse gehabt bis auf den heutigen Tag, wir waren wirklich Verwandte. Das empfand ich so recht, als nach Mitternacht mein lustiger Bruder und dessen schwärmerischer Freund lachend und über galante Abenteuer scherzend neben uns ihr Nachtquartier bezogen. Sie waren etwas verwundert, daß ich diesmal nicht aufgelegt war, auf ihren Schabernack einzugehen. In der Nacht hörte ich meinen Genossen mehrmals schmerzvoll stöhnen, und ich wußte nun, daß sein Leiden schwerer sei, als er selbst glaubte. Am Morgen besuchten wir noch gemeinsam die Chorproben. Er sang nicht mit, er

wollte lieber no chlai lose, da er ja doch kein solches Fest mehr mitmachen könne und nie mehr solch machtvolle Töne hören werde. Nachmittags, nach den Choraufführungen, intonierte das Orchester als allgemeinen Festgesang Baumgartners „O mein Heimatland“, und da sollte ich nun seine Stimme zum letztenmal im alten Glanze hören. Wir saßen in den vordersten Reihen, ganz unter fremden und noch jüngern Sängern. Da er schon die Sehnsucht nach seinem Dorfe oder gar nach einer bessern Heimat spürte, konnte er in diesem Liede all seine Gefühle preisgeben. Entblöhten Hauptes stand er da und blickte unverwandt auf Meister Brun am Dirigentenpult. Er war voller Spannung und Erregung, seine Küstern bebten, und doch stand er unbeweglich. Er merkte nicht, daß ich ihn bewundernd beobachtete. Und wie er dann einsetzte beim ersten Vers! Es war das erste und letzte Mal in seinem Leben, daß er mit einem Orchester singen konnte, und ich dachte in diesem Augenblick, er hätte doch die Heubühne mit jener andern Bühne vertauschen sollen. Alles blickte erstaut um sich. Wo kam denn diese glanzvolle, mächtige Stimme her mit dem so seltsam berührenden Klang? Ich sah wohl auf ihren Gesichtern, wie sie es fast nicht für möglich hielten, daß dieser große, hagere Bauersmann eines solchen Ausdrucks im Gesang fähig sei. Er aber kam immer mehr in Schwung. Das war nun wieder seine liebe, alte Stimme aus der Jünglingszeit. Er riß denn auch alle Umstehenden mit und gab mir nach dem ersten Vers einen fragenden Blick: „Was ist mit dir? Warum singst du nicht?“ Als er dann beim zweiten Vers meine begleitende Stimme hörte wie in der Kindheit Tagen beim Weihnachtssingen, da schien die seine noch zu wachsen. Ich war stolz auf meinen Kameraden. So wie er empfand keiner das Lied. Bei der Stelle „werf ich ab von mir dies mein Staubgewand“ mußte ich verstohlen nach ihm blicken. Große dicke Tränen rannen über sein fiebrig gerötetes Gesicht, unter den Augen aber lagen schwarze Schatten. Mir schnürte es die Kehle zusammen, ich brachte keinen Ton mehr hervor. Er aber verlor trotz der heftigen Gemütsbewegung seine Stimme nicht, und nun er im fühlen Grabe ruht, begreife ich erst, was für ihn der Vers vom hangen Stündlein bedeutete. Er muß es wohl geahnt haben, daß es seine letzte große und herrliche Freude war, dort vor dem Orchester zu stehen, nicht als Solist, nur unter dem großen Haufen, über den er sich äußerlich nie erheben konnte, trotzdem er ein Gottbegnadeter war.

Als ich ihn dann im Herbst darauf auf seinem Totenbette liegen sah, die nervösen Hände so friedlich verschlungen, das wachsbleiche Gesicht in edler Verklärung, als lausche er schon den Gesängen einer höhern Welt, da empfand ich es wie der Soldat im Volksliede als wär's ein Stück von mir. (Ende.)

Mein Städtchen.

Von Adolf Galliker.

Mein Städtchen sonnt sich. Ihm behagt das Sinnen
Mit stolzem Blick weit über See und Land.
Und über Türme, Erker, Gäßchen wohlbekannt
Rinnt Sonne warm und leuchtend von den Zinnen.

Und graue Tore öffnen sich nach innen:
Kuriose Schnörkel grüßen von der Wand ...
Und was einst war und wie im Traum verschwand,
Heut naht es still, — du mußt es lieb gewinnen.

Seit wieviel hundert Jahren steht du da,
Mein Städtchen, lauschend dem Gesumm der Bienen?
Sieh! Alles, was rundum und hier geschah,
Hältst du geheim. Doch hinter den Gardinen —
Horch: kispelt es. Und Brunnen plaudern nah:
Das Leben klingt und rauscht traumschwer aus ihnen.